

Zwei Brüder.

Von Ewald Neppold.

Sie kam aus dem Krankenzimmer und ging in die Laube hinaus; dort setzte sie sich nieder, um in Einigkeit zu sein. Ganz in eine Ecke tauchte sie sich, denn nun mußte sie sich einmal ausweinen.

Der alte Garten draußen lag in schimmernder Nachmittagssonne, die Blüten auf den Terrassen waren so hell wie Licht, ein bester Hauch kam von der Rosenhecke herüber; und dann der Vogelgefang!

Die unablässige Spannung, die ständige Ungewissheit eines langen halben Jahres, und nun, hoffnungslos, keine Rettung mehr! Sie hatte es denn ersten Blide gefahren früh gesehen, als er ankam. Wie er da langsam aus der Restfalecke herauswachte, sah sie, wie in einem Lichtschein, der Wahrheit ins Auge: ihr Bräutigam, der da auf sie zukam, war ein dem Tode Geweihter.

Sie sah da und dachte sich ganz in Muth und Grimm hinein, und dann konnte sie nicht weinen. Die Nachmittagssonne war so warm und mild, so bezaubernd schön, wenn das Leben so düster war; und dann all die Laube, die Hühner, die dort nebenan krähten, und die weichen Klänge von Konfessionaltönen, die unten auf der Strandterrasse drüllten. Niemand wurden die Thiere zur rechten Zeit gewarnt. Und die Wälder, die in den roten Luft stiegen und stiegen, bis sie ganz in flammenden Höhen verschwanden.

Sie standen da noch neben einander, dem Sund zugewandt, und fühlten sich schmerzhaft glücklich. Und sie schwiegen noch immer. Wie in einem Traumgesicht sah sie in weiter Ferne die uralten Pappeln brühen auf dem Friedhof; diese starren Bäume standen da wie eine schwarze Mauer mit einigen allzu frühen Sternen darüber, die in den hohen Kronen flimmerten.

Die fremde Grabesacht der Bäume zeichnete sich größer gegen den lichten Himmelsgrund ab, und ein großer Strandvogel verstand, in unruhigem Bogen der Stadt zuzustiegen, im bunten Laub. „Sahst du, wie der Vogel sich dort niederlegt?“ flüsterte sie ergriffen. „Glaubst du an Wahrsagen, Bolette?“ fragte er ärgerlich. „Komm, gehen wir!“

„Ja, aber nicht jetzt, nur nicht jetzt!“

jammerte sie. „Liebst du mich, Bolette, liebst du mich noch?“ „Nein, nun muß ich wirklich gehen!“ „Geh! So gehst du fort von mir?“ „Geh!“ „Geh!“ „Geh!“

„Doch, ich muß, Bolette, und nun mußt du es auch hören, du bist wieder schwach noch überpannt... Dr. Ahrens sagte uns heute früh alles, Mama weiß alles, du bist die einzige, der wir nicht gemagt haben, es zu sagen. Gerhart erholt sich niemals mehr... wir müssen in diesem Herbst auf etwas vorbereiten sein... aber meinst du nicht, was das Schmerz mich nicht auch?“

„Seine Augen fanden voll Thränen, und seine Stimme verlagte.“ „Es war, als glitte ein Schimmer über Bolettes Gesicht hin, sie stand dabei im Eingang und sah ihm forschend mit ihren großen blauen Kinderaugen an, die durch die Thränen unendlich klar geworden waren.“

„Dann ging sie langsam fort, hinaus in den alten Garten, wo die farbigen Blumen des Späthommers auf den weichen Terrassen glühten.“ „Er ging ihr langsam nach. Ein Weichen später fanden sie auf der obersten Terasse.“

„Sie blickten beide an das selbe, und als sie ihr Selbstgespräch abgeschlossen hatten, ergriffen sie fast unwillkürlich ihre Hände und brühten sie leicht.“ „Hier oben konnte man so weit umherblicken, und gerade heute Abend war der schönste Sonnenuntergang.“

„Die stillen Stranddiesen mit den braunen Röhrläusen, die Wälder weißer Schornsteine mit dem schlüpfrenden Rauch, der blaue Sund mit dem breit ausgepannten Segeln der Schiffe, die grüne Wildnis der Glacis und Gärten, es war, als strahlte das alles und flammte in Licht. Über alle Scheiben am Giebel und Dach strömten rothgoldige Wogen, und da waren große, summe Vögel, die in der roten Luft stiegen und stiegen, bis sie ganz in flammenden Höhen verschwanden.“

„Sie standen da noch neben einander, dem Sund zugewandt, und fühlten sich schmerzhaft glücklich.“ „Und sie schwiegen noch immer.“ „Wie in einem Traumgesicht sah sie in weiter Ferne die uralten Pappeln brühen auf dem Friedhof; diese starren Bäume standen da wie eine schwarze Mauer mit einigen allzu frühen Sternen darüber, die in den hohen Kronen flimmerten.“

Und er hielt einen großen Handspiegel in die Höhe und betrachtete sich mit großer Freude.

„Ja, du strahlst förmlich,“ sagte Bolette lebhaft. „Sie meinte wirklich einen Augenblick, er sähe in dem rothen Abendhimmel ganz gut aus, und sie fühlte sich fast ein wenig verlegen und bedrückt, weil Henning nun da so dicht bei seinem tranken Bruder stand und sie mit verzehrenden Blicken ansah.“

„Ja, ich bin gewiß dick und rothwangig geworden. Aber warum seht ihr beiden so ernst aus? Ist denn etwas vorgefallen? Seht euch doch!“ „Sie setzten sich still, jeder auf einer Seite des Lehnstuhles und sie begannen beide mit fast denselben matten und geordneten Worten das Aussehen des Kranken zu rühmen.“

„Ja, nicht wahr?“ sagte er ganz befreitlich; er war ihren Worten mit leichtem, ermunterndem Nicken gefolgt, das sie gleichsam bot, fortzufahren, damit er selbst in seinem Glauben an diese gründliche Heilung befestigt werden könnte.“

„Und plötzlich wurde er ganz übermüthig. Er schlang seine langen, mageren Arme um Bolettes Leib, als wollte er sie niemals mehr von sich lassen, lachte mit seinem turgen, schmerzhaften Lachen und sah sie mit seinen großen, feuerstrahlenden Augen an, die schon so tief brinnen lagen und von buntem Schattens umrahmt waren.“

„Zu Weisheiten, Bolette...“ „Zu Weisheiten, Gerhart, was dann?“ fragte sie schnell und verlor die Fassung. „Küß mich,“ sagte er, „dante, du Liebe, noch einmal, halt, meine Hand, so auch du, Henning — ja du, es wird natürlich nur eine kleine, gemüthliche Haushochzeit, hier oben im Saal, ohne große Feier, und dann reisen wir gleich wieder fort hinunter! Na, was sagst du dazu?“

„Er legte sich ganz in die Kissen zu rüch; er sah blaß und ermüdet aus.“ „Draußen am Himmel erlöschten alle Farben — eine nach der andern.“ „Nur ein einziger großer, mattergelber Streifen war noch da, mit einem großen Stern darüber.“

„Sollen wir nicht gehen, Gerhart,“ fragte Henning liebevoll, „bedarfst du nicht der Ruhe?“ „Er beugte sich ganz über den Bruder hinab, der völlig in sich zusammenfiel und gleichsam immer kleiner wurde.“

Mit großen entsetzten Augen blickte ihn das Kind an.

„Wird meine Tochter denn Chloroformirt?“ fragte die Mutter. „Nein, sie ist zu schwach und dann, es ist auch gar nicht schlimm, das Kind kann es sehr gut ausbalanciren!“

„Ich nein,“ sagt das Kind, „nicht Chloroformiren, ich will auch ganz nicht halten!“ „So, nun komm, mein Kind,“ sagt freundlich der Arzt, „wollst Du lieber stehen oder sitzen?“

„Es treten noch zwei Kerze in das Zimmer, und plötzlich fühlte das Kind, wie ihm die Augen zugehalten werden; seine Hand wird ergriffen und operirt. Das Kind schluchzt nur und sagt weinerlich: „Es thut ja so weh,“ doch hält es ganz still. In Kurzem ist die Operation vollbracht. Befreit athmet die Kleine auf. Die beiden älteren Kerze entfernen sich wieder.“

„Siehst Du, Du bist ein braves Kind,“ sagt der junge Arzt, „so schön still hat noch nie ein Kind gehalten!“ Das Kind wickelt mit der gefunden Hand eine Thräne aus den Augen. „Weißt Du, was das Kind hat,“ denkt der Arzt wieder wie schon vorher bei der Operation, „schade, daß von dem Schnitt eine Narbe bleiben wird.“

„Es sind wirklich selten schöne Hände: sehr klein, sehr weich und sammetweich mit rosigen, gut gegliederten Nägeln.“ „Er, der Arzt, hat noch nie so schöne Kinderhände gesehen; er umarmt das Kind und küßt es auf den kleinen roten Mund.“

„Erstochen entwindet sich ihm das Kind, flammend roth ist das Gesicht, und plötzlich fängt es an zu schluchzen und weint, als sollte ihm das Herz brechen. Auf's höchste erstarrt, sieht der Arzt das Kind an.“ „Aber, Kleine, was ist Dir denn?“ „Ich, sie wird wohl Schmerzen haben,“ sagt besorgt die Mutter, „komm, Gerhart, zu Haus kannst Du Dich schlafen legen.“

„Morgen wiederkommen,“ bestimmt der Arzt noch, und die Mutter fahrt immer noch schluchzendes Zischen bei der Hand und führt es hinaus. „So oft sie noch nach der Klinik gehen, immer tritt das Kind dem Arzt mit geknickten Augen entgegen und weicht ihm schon aus, sobald es kann. Und jedesmal bewundert der Arzt von Neuem die schönen Kinderhände.“

Und tritt zu ihr, um auf das Blatt zu sehen.

Zufällig fällt sein Blick auf ihre auf dem Tisch ruhenden Hände. „Wie wunderschön,“ denkt er, „wo habe ich doch schon einmal so schöne Hände gesehen?“

„Er blickt sich einen Augenblick. „Ach richtig, als ich noch in der Klinik war, das Kind, das ich küßen wollte und das sich so energisch wehrte! Aber nein, das war ja ein Kind von höchstens 12 Jahren! Und doch, es sind ja auch schon fünf Jahre her und 17 Jahre kann dieses junge Mädchen ungefähr sein.“

„Und plötzlich fällt ihm ein, daß sie ihm ja auch gleich so bekannt vorkam. Ja, sie mußte das Kind sein, welches durchaus nicht geküßt werden wollte. Und plötzlich weiß er auch, wozu er immer eine unbestimmte Sehnsucht gehabt hat: nach dem kleinen trostigen, energischen Kinde! Wenn er nur sehen könnte, ob sich auf ihrer rechten Hand eine Narbe befindet, doch die Kerne ihres Kleides fallen ziemlich weit auf ihre Hand.“

„Wichtig durchsuchen ihn diese Gedanken. Pflöglich, ehe er selbst recht weiß, was er thut, ergriff er ihres rechten Hand und streift den Kerne mit einem Finger. Wirklich, auf dem Handgelenk befindet sich eine kleine weiße Narbe. Doch die Hand erscheint ihm dadurch nicht entstell, sondern fast noch schöner.“

„Erstochen springt Erse auf und entzieht ihm ihre Hand. „Was für schöne Hände Sie haben,“ fräulein Sanden, sagt er mit einem erregten Blick, „sie sind schön wie die Hände der Heiligen!“

„Aber Herr Doctor, Sie sind es auch,“ fräulein Sanden, wissen Sie auch, daß Sie schon einmal wirklich jemand geküßt hat, um Ihrer Hände willen?“ „Verdriest Sie nicht, Sie sind es auch,“ fräulein Sanden, wissen Sie auch, daß Sie schon einmal wirklich jemand geküßt hat, um Ihrer Hände willen?“

„Aber Herr Doctor, Sie sind es auch,“ fräulein Sanden, wissen Sie auch, daß Sie schon einmal wirklich jemand geküßt hat, um Ihrer Hände willen?“

Ihr Sohn.

Von Karl Baul.

Es war in der Mittagsstunde, die Sonnenstrahlen schossen in beinahe senkrechter Richtung zur Erde hernieder, sie prallten von dem grauen Asphalt zurück und glüherten die Pferdebahnhöfen entlang, in der Ferne zitterte die heiße Luft wie angezitterter Weingeist und aus den erbligten Trottoirplatten strömte eine unangenehme Wärme.

Die Straße war menschenleer, ein Solbat auf Posten, ein Kind mit einem Hentelkorb, ein Depeschbote und eine Frau, die in einem Korridor einen jungen Menschen vor sich her schob, waren die einzigen Betreuer der Masse der Zweelhänder, welche zu sehen waren.

Die Frau, welche den Wagen schob, war eine robuste Erscheinung, voll und rund, betleidet war sie mit einem blauen Leinenkleid, dem große weiße Flecken aufgedruckt waren, das gutmüthige, von Gesundheit und Hitze geröthete Gesicht bedeckte ein schwarzer Strohhut billigerer Sorte, eine sogenannte Schute.

„In dem Wagen saß ein etwa achtzehnjähriger, hochaufgeschossener Mensch — ein Blödsinniger — derselbe war gut gekleidet, er trug einen reibarbenen, für die Jahreszeit etwas biden Anzug, braune Segeltuch — Schuhe und einen Strohhut. Sein Gesicht zeigte den stumpfsinnigen, thierischen Ausdruck der Mitrophepalen, außerdem stand der Mund des Unglücklichen schief, ein Schlaganfall hatte die rechte Körperseite gelähmt, wie die gebrochene Haltung der Hand und des Beines zeigte.“

„Gerade an einer Straßenecke stiegen wir aufeinander, und da es der Frau schwer wurde, den Wagen über die Bordsteinkante zu heben, so half ich ihr.“ „Dank schön!“ sagte sie, „zu zweien geht halt Alles leichter.“ Sie war stehen geblieben, nun zog sie ein großes, rothbedrucktes Taschentuch hervor, wusch sie den Schweiß von der Stirn und sagte: „Es ist sehr heiß!“ — sie machte eine kleine Pause; in der sie starr vor sich nieder sah und fuhr dann fort: „Aber was will man machen?“

„Ich weiß nicht, was mich verarscht, gleichfalls stehen zu bleiben, vielleicht weiter nichts als das Gefühl, daß diese Handlung von mir erwartet werde, genau, ich blieb stehen, wuschte mir, da ich nichts Besseres zu thun wußte, gleichfalls den Schweiß und sagte: „Ja, man muß es tragen!“

„Man muß es tragen!“ wiederholte die Frau nachdenklich und sah dann hüte vor sich nieder. Mit einem leichten Seufzer fuhr sie fort: „Jetzt ist es nun schon zwölf Jahre so!“

Die Giche.

Von Alke Frein u. Gauda.

Frühling, deine Quellen schäumen, Deine warmen Winde wehn; In des Waldes dunklen Bäumen Drängt und weht ein Auserlesener. Nur der Giche trog'ge Krone Trägt noch die verdorrte Fiere, Deinem lichten Grün zum Gohne: Weisheit Laub poßt nicht zu dir!

Aufwendet zieht dein Lebenstreigen Ueber die verjüngte Flur. Frühling, aus der Giche Zweigen Züge du des Todes Spur. Alles grünt in weiten Landen, Alles sämmt sich neu und schön — Sie, nur sie, hat nicht verstanden Deines Weidwafs Sturmgetöse!

Und es grüßt die Frühlings Lachen Silberhell aus Buchengrün: „Nur Geduld!“ Sie wird erwachen, Wenn die Wellen saftig wellig. Deutscher Sinn steht ihr im Kerne, Der deklamirt prüft und fest, Und für Gutes in der Ferne Nicht Erprobtes fallen läßt.“

Eine merkwürdige Frau. Im Jahre 1851 erschien in Leipzig ein der merkwürdigsten Bücher der damaligen Zeit, welches, in lateinischer Sprache geschrieben, den Titel führte: „De ingenii mulieris ad doctrinam et meliores litteras aptitudine.“ (Von der Geistesfreiheit des weiblichen Geschlechts zur Wissenschaft und zu den schönen Wissenschaften). Die Verfasserin dieses für die damalige Zeit so seltenen Buches war Anna Maria von Schürmann, der Stern von Utrecht, oder „das Wunder des Jahrhunderts“, wie man sie in gelehrten Kreisen nannte. Anna Maria war die 1607 in Köln geborene Tochter eines Niederländers, der vor Alina seine Zuflucht am Rhein gefunden hatte. Von dem gelehrten Vater und Privatlehrer unterrichtet, überließ sie bald ihre älteren Brüder an Remonstranten und Wissenschaftler zu weihen. Die neugierige Jungfrau erwiderte sich bald zu einem Sprachgenosse ohne Gleichen. In ihrem 16. Lebensjahre, in welchem ihr Vater starb und die Mutter mit den Kindern nach Utrecht übersiedelte, beherrschte die hochbegabte Gelehrte die alten Sprachen, das Deutsche, Holländische, Französische, Englische, Italienische und Spanische, vollständige. In der Unvergleichlichkeit trat die Familie Schürmann in der Lehre mit den reformirten Theologen an, deren Spitze päpstlich Sibert Voetius (1617 bis 1678) stand, der einen nachhaltigen Einfluß auf Anna Marias Geist ausübte, ihr Streben auf die Theologie hinleitete. Unter Voetius' Anleitung studierte sie Hebräisch und daneben die verwandten orientalischen Sprachen, Syrisch, Chaldäisch, Arabisch, Aethiopisch. Bei alledem war sie eine Meisterin in weiblichen Handarbeiten sowohl als in der Porträtmalerei und in der Holzschnittkunst, ja, es glückte ihr Hand lieferte sogar Kupferstiche und verstand den Meißel des Bildhauers zu führen. Weit über die Grenzen Hollands war der Ruhm des „Sterns von Utrecht“ gebrungen. Ihr Briefwechsel war ein enormer, correspondirte doch sogar die strenggläubige Protestantin mit Richelieu und dem Metropolit von Ephesus. Von einem Dichter in Vreslau sind lateinische Verse auf sie erhalten. Ihre Sammlung lehrer literarischer Erzeugnisse, „Opuscula“, in hebräischer, griechischer, lateinischer und französischer Sprache erlebte innerhalb vier Jahren drei Auflagen, ein für die damalige Zeit enormer Erfolg. Das Geim der Schürmann in Utrecht war doch Ziel vieler hervorragender Persönlichkeiten. So suchte sie die wissenschaftliche Königin Christine von Schweden, die „Söhne des Nordens“, wie sie vielfach genannt wurde, auf. Prinzessin Elisabeth von der Pfalz, eine Tochter des unglücklichen Winterkönigs und eifrige Züngerin des Philosophen Descartes, fand schon damals mit Anna Maria in freundschaftlichem Briefwechsel. Als im Jahre 1645 die Königin von Polen, Gemalin Wladislaw IV., auf einer Reise Utrecht überfuhr, konnte sie sich es auch nicht verpassen, die „zweite Muse des Jahrhunderts“ aufzusuchen. Bei dieser Gelegenheit unterrichtete sich Anna mit einem Gelehrten im Gelege der Königin, der dies berichtet, in lateinischer, mit dem Beizart in griechischer, mit dem Bischof in italienischer Sprache. Daß die Schürmann weit davon entfernt war, ein Mannweib zu sein, davon zeugt vor allem die Weidheit des Gemüthes, die leicht nachhaltigen Gedanken zugänglich war. Wie sie in jüngeren Jahren sich ganz dem Einflusse von Voetius hingab, so ward sie in späteren Jahren die eifrigste Anhängerin Jean de Rabadies, jenes schärferen Sektirers, welcher die „reine Gemüthe der wahren Christen“ im sich sammeln wollte und in seiner Genossenschaft in Amsterdam, später in Herford, wo der Rabadien — Gemeinthe die Prinzessin Elisabeth von der Pfalz als Beschützerin eine Schürmann die Gemeindeglieder der ersten Christen mit geistlicher Bewusstseinsfähigkeit durchführte. 1672 von Herford vertrieben, folgte Anna, Schürmann Rabadie nach Bremen, wo da nach Altona, wo Rabadie 1674 farb. Nach dessen Tode zog sie sich nach Winmar, den zurück, wo sie im Jahre 1678 farb. Zweifellos ist die Frau eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der gesammelten Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts.

„Was macht die Schwiegermutter; ist sie wieder besser?“ — „Besser nicht, aber sie ist wieder gesund.“

„Was macht die Schwiegermutter; ist sie wieder besser?“ — „Besser nicht, aber sie ist wieder gesund.“

„Was macht die Schwiegermutter; ist sie wieder besser?“ — „Besser nicht, aber sie ist wieder gesund.“